



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Die Epochen der deutschen Geschichte

Haller, Johannes

Esslingen, 1959

Dreizehntes Kapitel

[urn:nbn:de:hbz:466:1-83877](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-83877)

DREIZEHNTES KAPITEL

Äußere Lage des Reiches. — Gefahren im Innern. — Das Zeitalter Wilhelms II. — Weltpolitik und Vereinsamung. — Weltkrieg. — Die Schuldigen. — Zusammenbruch. — Der Friede von Versailles.

Als Bismarcks Werk vollendet war, hat man in Deutschland und draußen geglaubt, eine neue große Epoche sei angebrochen, eine Zeit der Erfüllung und des Glückes nach so langem Harren und Leiden. Das deutsche Volk schien seine Rahel gefunden zu haben, nachdem es Jahrhunderte lang um Lea gedient hatte. Heute wissen wir: das war ein Irrtum. Noch war kein halbes Jahrhundert vergangen, da standen wir am Grabe des deutschen Kaisertums. Die deutsche Großmacht, die Schöpfung Bismarcks, lag in Trümmern, sogar der preußische Staat, das Werk Friedrichs des Großen, war zerschlagen und zerrissen. Die Möglichkeit einer neuen Epoche war 1866 und 1870 geschaffen worden, aber unausgenutzt geblieben, und das Deutsche Reich, wie Bismarck es gegründet, erschien als eine bloße Episode, eine Unterbrechung der siebenhundertjährigen Entwicklungsreihe, in der die Jahreszahlen 1648 und 1815 die großen Marksteine sind, und die nun in 1918 ihre würdige Fortsetzung fand.

Wie konnte das geschehen? Behielten die Giftzungen recht, die von Anfang an geraunt und gezischelt hatten, die Gründung sei verfehlt, zugleich reaktionär und revolutionär, aus uraltem Stoff und doch nicht auf den Fundamenten des geschichtlichen Rechtes errichtet, ein Haus auf Sand gebaut, ein Mauerwerk ohne festen Mörtel?

Nein, so war es nicht. Die Geschichte der achtundvierzig Jahre von der Gründung bis zum Ende des Bismarckreiches liegt offen vor uns. Sie läßt uns erkennen, warum dieses Reich, das im Entstehen schon die Welt durch seine Kraft in Erstaunen gesetzt und noch unmittel-

bar vor dem Sturz den Anblick des Gedeihens, der Blüte und rasch zunehmenden Stärke dargeboten hatte, warum es so bald schon und so jäh zusammenbrechen konnte.

Von Anfang an war seine Lage nicht so glänzend, wie es den Anschein hatte. Natur und Geschichte erschwerten ihm das Dasein, die unabänderliche geographische Lage und das Erbteil der Jahrhunderte lasteten auf ihm. Ohne natürlichen Grenzschutz, rings von Großmächten umgeben, waren seine auswärtigen Beziehungen schwieriger, erheischten größere Vorsicht und Umsicht als die irgend eines andern Staates. Unter den Nachbarn war einer von vornherein als unversöhnlicher Gegner anzusehen: Frankreich. Das reizbare Selbstgefühl der französischen Nation, aufs tiefste verletzt durch die erlittenen Niederlagen, seit Jahrhunderten gewohnt, nur mit einem ohnmächtigen Nachbar im Osten zu rechnen, empfand das Vorhandensein einer deutschen Großmacht als stete Bedrohung. Die Rückgewinnung von Elsaß und Lothringen, vom deutschen Standpunkt aus geboten zur Sicherung der Westgrenze, aber drüben nicht verschmerzt, nährte den Haß und das Verlangen nach Vergeltung. Hatte Frankreich bisher den Deutschen als Erbfeind gegolten, so wurde es jetzt umgekehrt: im Deutschen Reich sah Frankreich unter allen Umständen den Gegner, den Feind, der bei günstiger Gelegenheit unschädlich zu machen und wieder in den früheren Zustand der Ohnmacht zu versetzen sei.

Das bedeutete noch keine Gefahr, solange Frankreich keine Bundesgenossen fand, denn allein war es auch nach Einführung der allgemeinen Wehrpflicht dem Deutschen Reich nicht gewachsen. Es galt also, zu verhindern, daß einer der beiden östlichen Nachbarn Deutschlands sich mit Frankreich verbinde. Das schien zunächst nicht schwer, da Rußland die Gründung des Deutschen Reichs wirksam unterstützt hatte, indem es 1866 neutral blieb und 1870 auch Österreich zwang, neutral zu bleiben.

Die Anlehnung an Rußland, die sich daraus folgerichtig ergab, barg indes auch eine Gefahr. Wenn Rußland, um sich für seine Pläne

auf Konstantinopel und den Balkan freie Bahn zu schaffen, Österreich-Ungarn überwältigte, so geriet Deutschland, jeder andern Möglichkeit beraubt, in unwürdige und gefährliche Abhängigkeit von seinem östlichen Nachbarland, in dem der natürliche Haß des Slawen gegen alles Deutsche schon erwacht war und täglich zunahm. Dazu kam, daß England, das der gegebene Rückhalt und natürliche Verbündete des Deutschen Reiches sowohl gegen Rußland wie gegen Frankreich hätte sein müssen, im Gefühl seiner eigenen Sicherheit zu bindenden Verpflichtungen für festländische Angelegenheiten sich nicht herbeilassen wollte.

Bismarck gelang es, den Kurs zu finden, der zwischen diesen Klippen hindurchführte. Durch das Bündnis mit Österreich-Ungarn (1879) gab er diesem Reich den Rückhalt gegen Rußland, vermied aber sorgfältig, Deutschland in den russisch-österreichischen Gegensatz im Orient hineinziehen zu lassen, und wußte die beginnende Annäherung zwischen Rußland und Frankreich hintanzuhalten, indem er den Russen freie Hand in Konstantinopel und am Balkan gab. Der Beitritt Italiens zum deutsch-österreichischen Bündnis (1883), der dieses zum Dreibund erweiterte, sollte Österreich Rückenfreiheit im Kriegsfall verschaffen. Es war ein kunstvolles, man darf sagen ein künstliches System von Verträgen, und schon darum nicht für die Ewigkeit bestimmt. Aber jeder Zeitgewinn kam Deutschland zustatten, während die natürliche Entwicklung der Dinge in Rußland innere Schwierigkeiten heranwachsen ließ, die früher oder später zum Zusammenbruch des Staates führen mußten. Auch brauchte man die Hoffnung auf den Anschluß Englands an den Dreibund nicht aufzugeben, die Aussichten wurden sogar immer günstiger. Deutschland, an keiner der kriegsdrohenden Fragen weder im Mittelmeer noch am Balkan noch jenseits des Ozeans unmittelbar beteiligt, konnte warten. Weil es allein von allen Großmächten kein Ziel hatte, das nur durch Krieg zu erreichen gewesen wäre, konnte es hoffen, wie Bismarck selbst es ausgedrückt hat, »durch ehrlichen und friedlichen Gebrauch seiner Schwerkraft die

Welt zu überzeugen, daß eine deutsche Hegemonie in Europa nützlicher und unparteiischer, auch unschädlicher für die Freiheit anderer wirke als eine französische, russische oder englische «.

Um den auswärtigen Gefahren mit voller Ruhe begegnen zu können, hätte das Reich im Innern fest und einig sein müssen. Aber daran fehlte viel. Auch hier hatte es eine böse Erbschaft zu tragen. Die alten Gegner, die Bismarck hatte überwinden müssen, waren besiegt, aber nicht tot. Der Versuch, die Reichsregierung auf die Kräfte des liberalen Bürgertums zu stützen, scheiterte. Wie früher in Preußen, so erwies der Liberalismus sich auch in Deutschland auf die Dauer als regierungsunfähig. Die Demokratie hatte sich mit der Art, wie das Reich geschaffen war, nicht ausgesöhnt und erhob bald wieder ihr Haupt. In kleinlichem Widerspruch lökte der süddeutsche Partikularismus wider den Stachel der preußischen Führung. Zu den alten waren neue und gefährlichere Gegner entstanden. Gegen das protestantische Kaisertum meldete sich vom ersten Augenblick an das katholische Deutschland als geschlossene und geschickt geführte Partei. Ein Versuch, ihren Widerstand mit den Mitteln der Staatsgewalt zu brechen, zu dem Bismarck in bedauerlicher Unterschätzung der gegnerischen Kräfte sich hinreißen ließ, scheiterte völlig und vertiefte die Spaltung: der »Kulturkampf« (1872 ff.), auch nachdem er aufgegeben und unter bedeutenden Zugeständnissen von staatlicher Seite beendet war (1887), hinterließ Erinnerungen, die das Leben der Nation vergifteten.

Dazu trat als letzte und größte Gefahr das Erwachen des vierten Standes. Mit der Blüte der Industrie erwuchs auch in Deutschland, wie früher in England und Frankreich, das Proletariat der Fabrikarbeiter in ständig zunehmenden Massen, als sozialdemokratische Partei organisiert und nach den Lehren von Karl Marx in bewußt nichtnationalem, internationalem Sinn geleitet. Das Schreckbild der sozialen Revolution, die mit der Gesellschaft auch den Staat und das Reich zerstören mußte, erschien am Horizont der deutschen Zukunft.

Alle diese gegnerischen Kräfte aber, doktrinärer Liberalismus und Demokratie, Partikularismus, heimliche katholisch-klerikale und offene sozialdemokratische Feindschaft gegen das Reich, wie es war, fanden mehr als genug Raum, sich geltend zu machen in der Volksvertretung des Reichstags, die Bismarck auf der breiten Grundlage des allgemeinen, gleichen und geheimen Stimmrechts aufgebaut hatte und die ihm nun das Regieren auf jede Art erschwerte. Die auswärtigen Verhältnisse, so schwierig sie zu Zeiten waren, hat seine Meisterschaft stets beherrscht, der inneren Widerstände ist er nicht Herr geworden, sie wuchsen mit den Jahren.

Aber sie waren es nicht allein, die ihn für die Zukunft mit Besorgnis erfüllten und ihn am Fortbestand seiner Schöpfung zweifeln ließen. Er vermißte im deutschen Volk die Eigenschaften, deren es bedurfte, um das Errungene zu behaupten: Weite des Blickes und Größe der Gesinnung, Selbstverleugnung zum Wohl des Ganzen. »Sie sind so eng, so eng«, hörte man ihn seufzen. In den Tagen der Gründung hatte er das zuversichtliche Wort gesprochen, man solle Deutschland nur in den Sattel setzen, reiten werde es schon können. Nun glaubte er feststellen zu müssen, daß er sich geirrt habe.

Solange seine feste und geschickte Hand das Roß am Zügel führte, war nichts zu fürchten. Das Ansehen und das Vertrauen, die er sich mit der Zeit in der ganzen Welt erworben hatte, reichten hin, auswärtige Gefahren zu bannen, und die inneren Feinde hielt die Furcht vor seiner Herrschernatur im Schach. Aber es kam ein Tag, an dem ein junger und unerfahrener Kaiser, ungeduldig im Bewußtsein seiner guten Absichten und das eigene Können überschätzend, sich von den Einflüsterungen seiner Umgebung dazu treiben ließ, sich von dem alten Kanzler, an dem er irre geworden war, zu trennen. Am 17. März 1890 wurde Bismarck entlassen, und nun wurde es von Jahr zu Jahr offener, wie unheimlich recht er mit seinen sorgenvollen Ahnungen gehabt hatte: Deutschland konnte wirklich nicht reiten.

Es stürzte nicht sogleich, wie manche wohl gefürchtet hatten, es

hielt sich noch eine Weile anscheinend ganz gut im Sattel. Die tüchtigen Eigenschaften des Volkes und eine geschulte, pflichttreue Beamtenschaft sorgten dafür, daß äußerlich alles in bester Ordnung blieb. Die Hochkonjunktur, die in den folgenden Jahrzehnten die Welt beherrschte, brachte Deutschland einen Aufschwung, der alle Erwartungen übertraf. Deutsche Schiffe fuhren auf allen Meeren, der deutsche Kaufmann, deutsche Ware waren in allen Ländern zu treffen, vom weltbeherrschenden England immer unwilliger als störender Wettbewerb empfunden. Handel und Wandel blühten, die Volkszahl schwoll an, der Reichtum wuchs, und die kühne Verheißung des jungen Kaisers »herrlichen Tagen führe ich euch entgegen« schien in Erfüllung zu gehen.

Nicht alle glaubten daran. Sie wurden zunächst verspottet, die »Schwarzseher« sollten »nicht geduldet« werden. Aber ihre Zahl wuchs. Daß es der Regierung an Stetigkeit und Zielsicherheit gebrach, war bald nicht mehr zu leugnen, und ein Gefühl wachsender Unsicherheit verbreitete sich. Zuerst spürte man es im Innern, dann merkte man, daß es im Auswärtigen nicht besser stand. Noch war das Jahrhundert nicht zu Ende, da trat ein scharfsichtiger Kritiker mit der düsteren Weissagung auf, das Deutsche Reich, so wie es beschaffen und geleitet sei, könne eine ernste Erschütterung nicht vertragen. Ähnlich haben damals schon viele im stillen gedacht. Sie ahnten nicht, wie recht sie hatten.

Die Geschichte Wilhelms II. haben wir nicht zu erzählen, diese Tragödie nicht eines Menschen und Herrschers, sondern einer Nation. Man kann es nicht oft genug wiederholen: die Nation im ganzen hat die tragische Schuld auf sich geladen, erstrebt zu haben, was über die Kräfte ging. Aber im Kaiser, der nur das Beste wollte und oft richtiger sah als andere, fanden die Fehler der Nation einen persönlichen Ausdruck, wie nur selten ein Zeitalter und eine Generation in einem Herrscher Gestalt angenommen haben. Daraus entstand das Trauerspiel vom Untergang des deutschen Kaisertums, deutscher Macht und Freiheit.

So bunt und verworren die Szenenfolge dieses Stückes ist, so vieles hinter den Kulissen spielt, die Fabel ist im Grunde sehr einfach. Es ist eine alte Weisheit: kein Staat verleugnet ungestraft die Kräfte und Grundsätze, denen er sein Entstehen verdankt. Von der Regierung Wilhelms II. wußten bald die Eingeweihten, und heute weiß es die ganze Welt, daß die Linien, die Bismarck der inneren und äußeren Politik des Reiches vorgezeichnet hatte, schon am ersten Tag verlassen wurden. Die Nachfolger des Reichsgründers, untergeordnete Geister und mittelmäßige Köpfe, bestenfalls geschickte Handlanger ohne einen Funken schöpferischer Fähigkeit, bildeten sich ein, es besser zu wissen und zu können als der Meister, und taten in allem das Gegenteil von dem, was er für richtig und notwendig gehalten hatte. Die Folgen ließen nicht auf sich warten: binnen kurzem waren die Fäden der Reichspolitik in gänzlicher Verwirrung. Selbstbewußt sprach man von einem neuen Kurs, in Wahrheit hatte man jeden Kurs verloren und steuerte bald nach links, bald nach rechts in fortgesetztem Zickzack einer ungewissen Zukunft entgegen. Im Innern ließ man die Kräfte erstarken, die Bismarck grundsätzlich niedergehalten hatte, duldete, daß der Schwerpunkt der Entscheidungen von der Regierung auf die Volksvertretung hinüberglitt, daß das Fraktionswesen üppig ins Kraut schoß und die Partei, die in ausdrücklichem Gegensatz gegen die Reichsgründung geschaffen war, durch Stimmzahl und gewandte Führung erst ausschlaggebend, dann maßgebend wurde. Anstatt zu führen, ließ man sich treiben und stellte die Segel ängstlich nach dem Winde der öffentlichen Meinung.

Im Auswärtigen war der Umschwung noch gründlicher. Die neuen Männer konnten es kaum erwarten, das Vertragssystem, das Bismarck hinterlassen hatte, zu zerstören. Sie stießen Rußland vor den Kopf und trieben es förmlich in die Arme Frankreichs. Durch das russisch-französische Bündnis (1891) bekam die europäische Gesamtlage ein neues Aussehen. Anstatt daraus die sich aufdrängende Folgerung zu ziehen und den nun nicht mehr aufschiebbaren An-

schluß an England zu erstreben, nötigenfalls mit Opfern zu erkaufen, glaubte die deutsche Regierung immer noch, eine unabhängige Mittelstellung beibehalten zu können. Ja, sie trieb sogar eine Politik zuerst der Nadelstiche, dann der offenen Herausforderung gegen England und machte schließlich durch eine Flottenrüstung, die in England als wachsende Bedrohung empfunden werden mußte, jede Verständigung mit dieser Macht unmöglich. Das Ergebnis war der Anschluß Englands zuerst (1904) an Frankreich, dann auch (1907) an Rußland, und die Vereinsamung des Deutschen Reiches an der Seite des seiner Auflösung entgegenwankenden Österreich-Ungarn, während Italien im geheimen schon den Übergang zur Gegenpartei vorbereitete. Anstatt die Tatsachen sich einzugestehen und danach seine Entschlüsse zu fassen, gab man sich den Anschein, sie nicht zu sehen, sprach von Erfolgen, wo man Niederlagen erlitten hatte, und gefiel sich darin, die Abhängigkeit, in die man von dem schwächeren Bundesgenossen mehr und mehr geriet, in der Öffentlichkeit als »Nibelungentreue« zu preisen.

Während man so mit eigener Hand das Netz der Einkreisung knüpfen half, betrieb man zugleich eine Politik anspruchsvollen Umsichgreifens, die zu den Grundsätzen Bismarcks in schroffem Widerspruch stand. Er hatte Deutschland einen gesättigten Staat genannt, sein dritter Nachfolger, Bernhard von Bülow, gab schon beim ersten Auftreten als Staatssekretär (1897) das Schlagwort vom Platz an der Sonne aus, den Deutschland zu fordern habe. Weltpolitik war jetzt die Losung. Sie bedeutete, daß das Deutsche Reich überall in der Welt beteiligt sei, überall dreinzureden und zuzugreifen habe, mochte es sich um Inseln im Stillen Ozean, um einen Flottenstützpunkt in China, um portugiesische Besitzungen in Südafrika, um die Zukunft Marokkos oder um Mesopotamien und Konstantinopel handeln. Was Deutschland dabei gewann, war wenig, verglichen mit den Reichen, die andere Mächte sich schon angeeignet hatten oder zu erwerben im Begriff standen. Aber die unruhige Begehrlichkeit, begleitet von lauten und anspruchsvollen Reden, hinter denen

man steigende Volkszahl, wachsenden Reichtum und eine gewaltige Rüstung zu Wasser und zu Lande sah, weckte überall Unbehagen und Mißtrauen und leistete der törichten Verdächtigung Vorschub, Deutschland strebe nach Weltherrschaft.

Bismarck hatte die Welt durch Ehrlichkeit und Uneigennützigkeit mit der deutschen Macht aussöhnen wollen, seine Nachfolger handelten, als wollten sie die Gegnerschaft der ganzen Welt herausfordern. Unter Bismarck hatte das Deutsche Reich, an keiner der Fragen, die die andern entzweiten, unmittelbar beteiligt, als natürlicher Schiedsrichter inmitten der streitenden Mächte gestanden. Zwanzig Jahre später war es so weit, daß alle Großmächte, mit Ausnahme Österreich-Ungarns, in Deutschland ihren Gegner sahen und hinter dem Gegensatz zwischen England und Deutschland alle andern Streitpunkte zurücktraten. Dabei war es immer noch richtig: das Deutsche Reich hatte selbst keine Ziele, die nur durch Krieg zu erreichen gewesen wären. Es erstrebte in Europa keine Eroberung, keine Ausdehnung seiner Grenzen, und seinen bescheidenen überseeischen Besitz konnte und wollte es, wenn überhaupt, nur auf friedlichem Wege vergrößern, wie es ihn erworben hatte.

Aber es gab eine Stelle, von der aus fremdes Kriegsfeuer das deutsche Haus ergreifen konnte: das Bündnis mit Österreich-Ungarn, dessen alter Gegensatz gegen Rußland sich mehr und mehr erhitzte. Bismarck hatte streng daran festgehalten, daß bei einem Streit am Balkan das Deutsche Reich keine Verpflichtung habe. Auch dieser Grundsatz ist von der Regierung Wilhelms II. aufgegeben worden. Als zwischen Österreich und Rußland (1909) ein Zusammenstoß wegen Serbiens drohte, stellte Deutschland sich offen auf die Seite seines Bundesgenossen und nötigte damit die noch nicht kriegsbereiten Russen zum Nachgeben. Die Folge waren erhöhte und beschleunigte russische Rüstungen. Sie sollten bis 1917 soweit gefördert sein, daß der deutsche Widerstand gegen die Zerstörung der österreichisch-ungarischen Monarchie gebrochen werden konnte. Aber so lange hat es nicht gedauert. Die Ermordung des österreichi-

schen Thronfolgers durch serbische Verschworene brachte schon im Sommer 1914 den Stein ins Rollen. In Wien hielt man es für Ehrenpflicht, mit Erstickung der serbischen Umtriebe, die seit Jahren die Monarchie unterwühlten, nicht länger zu zögern, und verschaffte sich die Zusicherung deutschen Beistands für den Fall, daß Rußland eingriffe. Der deutsche Kaiser und seine Berater haben geglaubt, dieser letzte Augenblick müsse benutzt werden, in dem eine Abrechnung mit Serbien noch möglich wäre, ohne daß Rußland sich einmischte und der österreichisch-serbische Krieg zum Weltkrieg würde. Sie täuschten sich. Rußland, obwohl mit seinen Rüstungen noch nicht ganz fertig, stellte sich hinter Serbien, Frankreich trat ihm sofort zur Seite, und England, nach einigen lahmen Versuchen, zu vermitteln und zu schlichten, deckte das Vorgehen seiner Freunde, die es sonst zu verlieren fürchten mußte. Die deutschen Staatsmänner aber — der Kaiser war abwesend — besaßen weder die Entschlossenheit noch das Geschick, angesichts der englischen Drohung das Steuer herumzuwerfen. Das Verhängnis nahm seinen Lauf, am 1. August 1914 brach der Krieg aus, den Österreich entfesselt hatte und Deutschland führen mußte.

Über die Politik, die dahin geführt hatte, ist das Urteil längst gesprochen: schlechtere war noch nie gemacht worden. Die Verantwortung dafür tragen nach Recht und Verfassung die Reichskanzler, und es ist viel zu wenig gesagt, wenn man feststellt, daß keiner von den Nachfolgern Bismarcks den Anforderungen entsprochen hat, die sein Amt und die Lage an ihn stellten. Unter ihnen ist einer, dessen Wirken ein schärferes Urteil fordert. Bernhard von Bülow, später Fürst Bülow, hat selbst dafür gesorgt, daß die Nachwelt ihn sehen kann, wie er war, nachdem er die Mitwelt über sein Tun und Wesen zu täuschen gewußt hatte. In seinen hinterlassenen »Denkwürdigkeiten« hat er sich enthüllt: ein Staatsmann ohne eigene Gedanken, unecht und unwahr in jeder Faser, ohne Pflichtgefühl und Gewissen, nur auf den eigenen Vorteil bedacht, ein Verbrecher am Vaterland, das schließlich zu verleugnen er sich nicht einmal

gescheut hat, um fremdes Bürgerrecht zu erwerben. Ein Verhängnis wollte, daß seine Amtszeit (1897—1909) gerade in die Schicksalsjahre fiel, wo der Anschluß an England verfehlt wurde und der Ring der Feinde sich um das vereinsamte Deutschland schloß. Daß es so weit kam, das ist die furchtbare Schuld, die bei seinem Namen im Hauptbuch der Geschichte verzeichnet steht.

Aber er trägt sie nicht allein, er hat einen Bürgen. Es ist nicht der Kaiser. Wilhelm II. — das ist unwiderleglich erwiesen — hat, streng der Verfassung gemäß, nie gegen den Rat seiner verantwortlichen Minister gehandelt, hat ihnen nicht selten auch seine bessere Einsicht geopfert und ist nicht einmal immer über wichtigste Vorgänge ausreichend unterrichtet worden. Bürgschaft für die verfehlte Politik der Ära Bülow und ihre Folgen hat die deutsche Nation geleistet. Sie besaß alle Freiheiten, alle Möglichkeiten, ihr Urteil und ihren Willen in Presse und Parlament wirksam zum Ausdruck zu bringen. Sie hat keinen Gebrauch davon gemacht. Anstatt verständige Kritik zu üben, haben Volksvertretung und öffentliche Meinung wohl an falschen Stellen genörgelt, in der Hauptsache aber nicht nur geschehen lassen, was geschah, sie haben es gebilligt und gerade dem Verderber am meisten Beifall gespendet, haben ihn bewundert und vielfach noch für ihn Partei ergriffen, als der Kaiser, den er schmählich belogen und vor der ganzen Welt verraten hatte, sich von ihm lossagte. Deutschland hat sein Schicksal sich selbst zuzuschreiben, es kann die letzte Verantwortung auf keinen Einzelnen abwälzen.

Im Leben der Völker wechseln Wellental und Wellenberg, auf stolze Erhebung folgt nicht selten ein Absinken ins Gewöhnliche und Unzulängliche. Eine Zeit des Nachlassens auf vielen Gebieten war auch für Deutschland auf die große Zeit der Reichsgründung gefolgt, ein schwächeres Geschlecht hatte die Rolle der großen Staatsmänner und Soldaten übernommen. Das Gefühl, auf wohlverdientem Lorbeer sicher zu ruhen, schnell erworbener Reichtum, bequemer Genuß hatten nicht verfehlt, erschlaffend zu wirken, sie

nagten am Charakter der Nation. Auch die Umschichtung der Berufe, das schnelle Hinübergleiten des Schwerpunktes vom Landbau zu Gewerbe und Kaufmannschaft, die zunehmende Verstädterung des Volkes taten das Ihre. Glänzende Fortschritte der Technik, Aufblühen der Wirtschaft mochten darüber vorläufig noch täuschen, wer tiefer blickte, konnte sich nicht verhehlen, daß die alte Festigkeit nachgelassen hatte und die Mittelmäßigkeit das Feld eroberte.

Das Empfindlichste aber war das Fehlen einer politisch geschulten Führerschicht, wie andere Länder, England in seiner Aristokratie, Frankreich im höheren Bürgertum, sie längst besaßen. Der große Staat mit seinen großen Aufgaben war in Deutschland noch zu neu, Erziehung und Bildungsgang noch ganz auf das kleinstaatliche Wesen zugeschnitten, politisches Wissen im Volk darum viel zu wenig verbreitet, auch die Beamtenschaft ihrer Natur nach zu staatsmännischer Auffassung wenig geneigt, und überdies noch zu sehr in alten Vorstellungen und Gewohnheiten befangen, um allein für richtige Führung aufzukommen.

So erklärt sich, daß das Deutschland von 1890, das soeben noch einen Bismarck am Werk gesehen hatte, keine Staatsmänner hervorbrachte und in Sachen des Staates sich so gröblich irren konnte. Es verstand wirklich zu wenig von Politik.

Was besagten da die Denkmäler und Festreden, mit denen man Bismarck zu feiern liebte? Nahmen sie sich nicht fast aus wie Lästerungen? Welches Recht hatte diese Generation, ihn zu feiern, da sie seinen Lehren untreu wurde und sein Werk verkommen ließ und zerstörte? Es war, als gälten ihm die Worte, mit denen einst ein schwäbischer Dichter den Geist Hermanns des Cheruskers beschwor:

Sagt man doch, Erschlagne kehren
Wieder, bis ihr Geist versöhnt —
Kannst du ruhen, statt zu wehren,
Wo man deinen Schatten höhnt?

Aber mochte auch alles andere versagen, auf eines glaubte man mit Sicherheit bauen zu dürfen: das Heer. Es war nicht nur groß und stark, es galt in der ganzen Welt als das vollkommenste seiner Art, in ihm verkörperte sich, was an Kraft, Tüchtigkeit und Hingabe im Volk vorhanden war. Wenn uns erst Gelegenheit geboten wurde, diese unsere stärkste Karte auszuspielen, dann glaubten wir das Spiel immer noch gewinnen zu können. Darum ging es bei allem schweren Ernst der Stunde doch fast wie ein befreites Aufatmen durchs ganze Volk, als der Krieg da war, der für unvermeidlich gehalten und seit Jahren schon erwartet wurde. Endlich stellten sich die Gegner dort, wo wir die Stärkeren waren, endlich durften wir die Scharten auswetzen, die die Politik dem deutschen Ansehen geschlagen hatte! Mit echter Zuversicht, im Gefühl der eigenen Kraft und im Bewußtsein einer gerechten Sache zog Deutschland in den Krieg.

Es fand statt des Sieges die Niederlage. Nicht durch die Übermacht der Feinde; sie war nicht unüberwindbar, wenn die deutschen Kräfte richtig angewandt wurden. Aber daran fehlte es. Zwar der deutsche Soldat hat alle Erwartungen übertroffen und auch die Feinde zur Bewunderung hingerissen. Wie stark, wie aufopferungsfroh und unerschütterlich pflichttreu das Volk, wie gesund sein Kern immer noch war, das zeigte sich erst jetzt und ist mit goldenen Lettern ins Buch der Geschichte eingegraben. Sogar ein englischer Staatsmann, Winston Churchill, hat den Deutschen das Zeugnis ausgestellt, was sie im Weltkrieg geleistet, sei genug für die Geschichte. Und doch ging der Krieg verloren. Er mußte verloren gehen, weil die militärische Führung gleich im Anfang sich unfähig erwies und auch später die erlittenen Fehlschläge nicht mehr auszugleichen verstand; und weil die Politik ihr nicht zu Hilfe kam, vielmehr nur die alten Fehler verdoppelte. Während das Heer Heldentaten verrichtete, boten Regierung und Volksvertretung das trostlose Schauspiel widerspruchsvoller Ziellosigkeit und bänglichen Schwankens. Wie man schon im Frieden versäumt hatte, sich auf

den Krieg, den man kommen sah, mit allen Kräften vorzubereiten, so wußte man jetzt nicht, wofür man ihn führte. Gegenüber der unerbittlichen Folgerichtigkeit der Gegner, die schließlich die ganze Welt zur Beihilfe bei der Erdrosselung Deutschlands zu nötigen verstanden, erlahmte allgemach der Widerstand des Volkes, durch Hunger und Entbehrungen aller Art zermürbt, und trotz aller noch so glänzenden Einzelerfolge im Felde war das Ende, wie es sein mußte: ein völliger Zusammenbruch.

Vom Beginn des Krieges an hatte dem Reich der Aufstand der irregeführten und mißbrauchten Volksmassen gedroht. Solange das Heer zu siegen schien, trat diese Gefahr in den Hintergrund; als die Hoffnung auf Sieg im Felde zu schwinden begann, wagte der Verrat sich hervor: die äußere Niederlage sollte dem Umsturz im Innern die Bahn öffnen. Die Regierung des Kaisers aber fand nicht die Kraft, den glimmenden Funken auszutreten, solange es Zeit war. Schritt vor Schritt zurückweichend, lieferte sie das Steuer der Reichspolitik dem Reichstag aus, der es in kleinlichem Parteigezänk noch weniger zu führen verstand. Als nach vorübergehendem Aufflackern des Siegesfeuers seit dem Hochsommer 1918 der Mißerfolg im Felde nicht mehr zu verschleiern war, als schließlich die militärische Führung selbst eingestehen mußte, daß sie den Krieg verloren gab, da kam im ganzen Reich die längst vorbereitete Revolution zum Ausbruch. Der 9. November 1918 sah ihren Sieg in der Reichshauptstadt. Vor dem Aufstand der Arbeitermassen räumten Reichskanzler und Minister das Feld, die Republik wurde ausgerufen, Volksbeauftragte, die sich selbst ihren Auftrag erteilt hatten, bemächtigten sich der Regierung, der Kaiser aber, von Ministern und Generälen um die Wette gedrängt, ging außer Landes und willigte in die geforderte Abdankung, um dem Volk den Bürgerkrieg zu ersparen. Nun konnten die siegreichen Feinde Deutschland den Fuß auf den Nacken setzen: am 12. November trat der Waffenstillstand in Kraft, dem das geschlagene Heer sich hatte unterwerfen müssen, weil seine Fortsetzung des Kampfes mit der Revolution im Rücken unmöglich

ZUSAMMENBRUCH

schien. Er glich der Waffenstreckung. Aus ihm ging dann nach sieben Monaten der Friede hervor, den die Siegermächte dem Deutschen Reich aufzwangen.

Am 28. Juni 1919 wurde im Spiegelsaal des Schlosses zu Versailles, an derselben Stelle, wo einst das deutsche Kaisertum verkündet worden war, von den Vertretern Deutschlands die erzwungene Unterschrift unter eine Urkunde gesetzt, die der deutschen Großmacht ein Ende bereiten und ihre Wiederherstellung für immer verhindern sollte. Verstümmelt durch Abtretung von Elsaß und Lothringen, Eupen und Malmedy im Westen, Pommerellen, Danzig, Posen, Oberschlesien und Memel im Osten, entwaffnet durch Beschränkung seiner Truppenzahl auf ein lächerlich geringes Maß, durch Schleifung seiner Festungen und das Verbot, das Grenzgebiet am Rhein zu verteidigen, dazu mit unerschwinglichen Tributen auf unabsehbare Zeit belastet, sah sich Deutschland zurückgeschleudert in tiefere Ohnmacht und Wehrlosigkeit, als es sie jemals früher gekannt, dabei nach wie vor von Nachbarn umgeben, die kein Hehl daraus machten, daß die Abtretung weiteren deutschen Landes ihr Ziel sei. Wiederum wie in Zeiten, die man für immer überwunden geglaubt hatte, stand die deutsche Zukunft unter dem Damoklesschwert der Aufteilung. Unter diesem steht sie noch heute.

Das Deutsche Reich, das Bismarck gründete, ist zur Episode geworden, eine Unterbrechung der Entwicklungsreihe, die vor siebenhundert Jahren begann und in der die Zahlen 1648 und 1815 die großen Marksteine sind, denen sich 1918 und 1933 würdig anreihen. So möchte man heute sprechen, unter dem Eindruck des Augenblicks. Und mit einem gräßlichen Mißklang muß unsere Betrachtung enden. Sie findet keinen Abschluß, sie kann nur stumm in die ferne Zukunft weisen.

Wir alle wissen, daß Deutschland noch nie so tief am Boden lag wie heute. Wir möchten verzweifeln und das Todesurteil der Geschichte hinnehmen: gewogen und zu leicht befunden.

Aber es ist nicht nur das innerste Gefühl, der Wille zum Leben, was

DREIZEHNTES KAPITEL

sich gegen diese Einsicht sträubt, es ist auch die Kenntniss unserer Geschichte, die uns ein Recht gibt, gegen das vorschnelle Urtheil des Tages Berufung einzulegen. Mehr als einmal schon hat es nach menschlichem Ermessen ausgesehen, als wäre alle Hoffnung umsonst. Denken wir an 1648, an 1807! Und immer wieder hat das Volk mit seiner zähen Lebenskraft und ehernen Tüchtigkeit sich erhoben und heraufgearbeitet zu besserem Lose. Sollte diese Kraft heute geschwunden sein? An uns ist es, zu beweisen, daß sie noch da ist, ungebrochen im innersten Mark und fähig, sich neu und stark zu entfalten. Und wenn der Fall diesmal tiefer war als je früher, so hatten wir dafür auch früher nie so hoch gestanden. Warum sollten wir nicht auch dieses Mal an eine Auferstehung glauben dürfen? Noch einmal wie nach 1815 mag es sich ereignen, daß große Taten und Erlebnisse, die zunächst umsonst geschehen schienen, mit der Zeit erst ihre Wirkung offenbaren. Wie damals die Erinnerung an den Befreiungskrieg, so mag künftig das Gedächtnis an die Episode Bismarck und die kurze, herrliche Glanzzeit, die er heraufgeführt, zur Aussaat für die Zukunft werden, die reiche Früchte trägt, wenn ihre Zeit gekommen ist. Von uns selbst wird es abhängen, daß dies geschehe. Tun wir unsere Pflicht, so haben wir auch ein Recht, an unsere Zukunft zu glauben.

Die Jahrhunderte unserer Geschichte selbst sind es, die dem, der auf ihre Stimme zu lauschen weiß, die Losung zurufen:

Wir heißen euch hoffen!